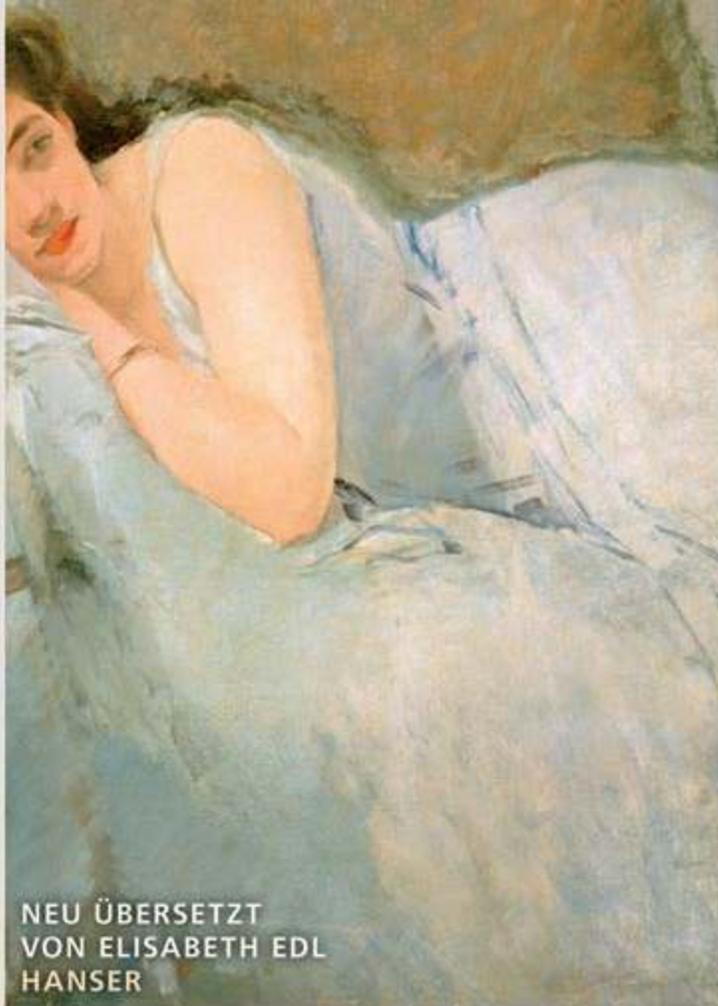


GUSTAVE FLAUBERT
MADAME BOVARY



NEU ÜBERSETZT
VON ELISABETH EDL
HANSER



Hanser E-Book

Gustave Flaubert
MADAME BOVARY

Sitten in der Provinz

Herausgegeben und übersetzt
von Elisabeth Edl

Carl Hanser Verlag

Die Übersetzung wurde gefördert vom
Deutschen Literaturfonds e. V.

ISBN 978-3-446-24070-4

© 2012 Carl Hanser Verlag München

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie
uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

INHALT

[Erster Teil](#)

[Zweiter Teil](#)

[Dritter Teil](#)

[Die Staatsanwaltschaft gegen Gustave Flaubert](#)

ANHANG

[Nachwort](#)

[Zur Ausgabe](#)

[Zu Sprache und Übersetzung](#)

[Die Streichungen der *Revue de Paris*](#)

[Charles Baudelaire: *Madame Bovary*](#)

[Zeittafel zur Biographie](#)

[Anmerkungen](#)

Für
Marie-Antoine-Jules Senard

Mitglied der Anwaltskammer zu Paris
ehemaliger Präsident der Nationalversammlung
und vormaliger Innenminister

Teurer und erlauchter Freund,

gestatten Sie mir, Ihren Namen an den Anfang dieses Buches und sogar noch vor die Widmung zu stellen; denn Ihnen im besonderen verdanke ich seine Veröffentlichung. Durch Ihr grandioses Plädoyer hat mein Werk für mich selbst so etwas wie eine unverhoffte Autorität erlangt. Nehmen Sie darum hier den Ausdruck meiner Dankbarkeit entgegen, die, so groß sie auch sein mag, Ihrer Eloquenz und Ihrer Hingabe niemals gerecht wird.

GUSTAVE FLAUBERT

Paris, den 12. April 1857

[Anmerkungen](#)

Für
Louis Bouilhet

ERSTER TEIL

I.

Wir saßen im Arbeitssaal, als der Direktor hereintrat, gefolgt von einem *Neuen* in bürgerlichem Aufzug und einem Schuldiener, der ein großes Pult schleppte. Wer geschlafen hatte, erwachte, und jeder sprang hoch, wie aufgeschreckt beim Lernen.

Der Direktor gab ein Zeichen, wir sollten uns wieder setzen; dann wandte er sich an den Hilfslehrer:

»Monsieur Roger«, sagte er halblaut, »ich lege Ihnen diesen Schüler ans Herz, er kommt in die Quinta. Sind Fleiß und Betragen lobenswert, bleibt er *bei den Großen*, wo er dem Alter nach hingehört.«

Der *Neue*, im Winkel hinter der Tür stehengeblieben, so dass man ihn kaum sah, war ein Bursche vom Land, etwa fünfzehn und größer als irgendeiner von uns. Seine Haare waren auf der Stirn gerade abgeschnitten, wie bei einem Dorfkantor, er wirkte brav und sehr verlegen. Obwohl er keine breiten Schultern hatte, schien die Joppe aus grünem Tuch und mit schwarzen Knöpfen unterm Arm zu spannen, und durch die Schlitze an den Aufschlägen sah man rote Handgelenke, die es gewohnt waren, nackt zu sein. Die blaubestrumpten Beine steckten in einer gelblichen, von Trägern stramm hinaufgezogenen Hose. Er trug grobe, schlecht gewichste Nagelschuhe.

Nun begann das Abfragen des Stoffs. Er lauschte mit gespitzten Ohren, aufmerksam wie bei der Predigt, wagte

nicht einmal die Schenkel übereinanderzuschlagen oder den Ellbogen aufzustützen, und um zwei, als die Glocke läutete, musste der Hilfslehrer ihn ermahnen, damit er sich mit uns in Reih und Glied stellte.

Wir hatten die Gewohnheit, beim Betreten des Klassenzimmers unsere Mützen auf den Boden zu werfen, um die Hände frei zu haben; bereits auf der Türschwelle musste man sie so unter die Bank schleudern, dass sie gegen die Mauer knallten und viel Staub aufwirbelten; das war *in Mode*.

Doch entweder war ihm der Trick nicht aufgefallen, oder er hatte sich nicht getraut mitzumachen, jedenfalls war das Gebet zu Ende und der *Neue* hielt seine Mütze noch immer auf dem Schoß. Es handelte sich um eine jener Kopfbedeckungen gemischter Natur, welche Elemente der Pelzkappe, der Tschapka, des runden Huts, der Otterfellkappe und der Zipfelmütze in sich vereinte, ja, um eines jener armseligen Dinger, deren stumme Hässlichkeit die gleiche ausdrucksvolle Tiefe besitzt wie das Gesicht eines Idioten. Eiförmig und durch Fischbeinstäbchen gewölbt, begann sie mit einem dreifachen Wurstring; dann kamen abwechselnd, durch ein rotes Band getrennt, Rauten aus Samt und Kaninchenfell; hierauf folgte eine Art Sack, der in einem pappverstärkten, mit kunstvoll gesticktem Litzenbesatz verzierten Vieleck endete, und daran baumelte, als Abschluss einer langen, allzu dünnen Kordel, ein kleines Goldfadenknäuel in Form einer Eichel. Die Mütze war neu; der Schirm glänzte.

»Stehen Sie auf«, sagte der Lehrer.

Er stand auf; seine Mütze fiel zu Boden. Die ganze Klasse lachte.

Er bückte sich, um sie aufzuheben. Ein Banknachbar stieß ihn mit dem Ellbogen, sie fiel ein zweites Mal, wieder las er sie auf.

»Legen Sie doch Ihren Helm ab«, sagte der Lehrer, denn er war ein geistreicher Mann.

Die Schüler brachen in schallendes Gelächter aus, was den armen Kerl so verwirrte, dass er nicht wusste, ob er seine Mütze in der Hand behalten sollte, auf dem Boden lassen oder aufsetzen. Er nahm wieder Platz und legte sie in den Schoß.

»Stehen Sie auf«, verlangte der Lehrer noch einmal, »und sagen Sie mir Ihren Namen.«

Der *Neue* nuschelte einen unverständlichen Namen.

»Noch einmal!«

Das gleiche Silbengenuschel war zu hören, übertönt vom Johlen der Klasse.

»Lauter!« schrie der Lehrer, »lauter!«

Da fasste sich der *Neue* ein Herz, riss den Mund sperrangelweit auf und brüllte, als rief er jemanden, aus vollem Hals das Wort: *Schahbovarie*.

Sogleich erhob sich ein Heidenlärm, schwoll an im *crescendo*, mit schrillen Tönen (man kreischte, jaulte, trampelte, wiederholte: *Schahbovarie! Schahbovarie!*), grollte in vereinzelt Notizen weiter, legte sich nur mühsam und brauste in einer Bankreihe immer wieder plötzlich auf,

wenn hier und dort, wie ein schlecht gelöschter Knallfrosch, ersticktes Lachen hervorsprang.

Unter dem Hagel von Strafarbeiten kehrte jedoch langsam Ordnung ein in der Klasse, und als der Lehrer endlich den Namen Charles Bovary verstand, nachdem er ihn sich hatte diktieren lassen, buchstabieren und repetieren, befahl er dem armen Teufel *stante pede*, sich in die Eselsbank zu setzen, gleich vor den Katheder. Der gab sich einen Ruck, zögerte jedoch, bevor er losging.

»Was suchen Sie?« fragte der Lehrer.

»Meine Mü...«, antwortete zaghaft der *Neue* mit ängstlich wanderndem Blick.

»Fünfhundert Verse, die ganze Klasse!« mit zorniger Stimme gerufen, unterdrückte, wie das *Quos ego*, einen neuerlichen Sturm. »Geben Sie doch Frieden!« fuhr der aufgebrachte Lehrer fort und wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch, das er aus seiner Kappe gezogen hatte: »Und Sie, *Neuer*, Sie schreiben mir zwanzigmal das Verb *ridiculus sum*.«

Dann, mit sanfterer Stimme:

»Na! Die finden Sie schon wieder, Ihre Mütze; die ist nicht gestohlen!«

Alles wurde ruhig. Die Köpfe beugten sich über Schulmappen, und der *Neue* saß zwei Stunden in beispielhafter Haltung, obwohl von Zeit zu Zeit das eine oder andere Papierkügelchen aus einer Federspitze geflogen kam und auf sein Gesicht klatschte. Doch er

wischte sich mit der Hand ab und verharrte reglos, den Blick gesenkt.

Am Abend, im Arbeitssaal, zog er seine Ärmelschoner aus dem Pult, brachte seine Siebensachen in Ordnung, linierte sorgfältig sein Papier. Wir sahen, wie er gewissenhaft lernte, alle Vokabeln im Wörterbuch nachschlug und sich große Mühe gab. Dem guten Willen, den er an den Tag legte, hatte er es wohl zu verdanken, dass er nicht in die niedrigere Klasse abstieg; denn auch wenn er die Regeln leidlich beherrschte, fehlte ihm doch jede Eleganz im Ausdruck. Der Pfarrer seines Dorfes hatte ihm Grundkenntnisse in Latein beigebracht, da seine Eltern ihn aus Sparsamkeit erst möglichst spät auf die Schule schicken wollten.

Sein Vater, Monsieur Charles-Denis-Bartholomé Bovary, ehemaliger Hilfschirurg der Armee, um 1812 in eine Affäre bei Truppenaushebungen verstrickt und um dieselbe Zeit gezwungen, den Dienst zu quittieren, hatte sich damals seine persönlichen Vorzüge zunutze gemacht, um nebenbei eine Mitgift von sechzigtausend Franc einzustreichen, die sich in Gestalt der Tochter eines Wirk- und Strickwarenhändlers darbot, denn diese hatte sich in seine elegante Erscheinung verliebt. Ein stattlicher Mann, Angeber mit laut klirrenden Sporen, einem Backenbart, der in den Schnauzer überging, stets glitzernde Ringe an den Fingern und in auffällige Farben gekleidet, wirkte er wie ein kühner Recke mit der aufgeräumten Laune eines Handlungsreisenden. Nach der Heirat lebte er zwei oder

drei Jahre vom Vermögen seiner Frau, dinierte gut, erhob sich spät, rauchte aus großen Porzellanpfeifen, ging abends erst nach dem Theater heim und besuchte regelmäßig Kaffeehäuser. Der Schwiegervater starb und hinterließ wenig; er war empört, stürzte sich *ins Geschäft*, verlor ein bisschen Geld und zog sich zurück aufs Land, das er *bewirtschaften* wollte. Da er von Ackerbau jedoch genauso wenig verstand wie von bedruckten Baumwollstoffen, seine Pferde ritt, anstatt sie zum Pflügen aufs Feld zu schicken, seinen Apfelwein flaschenweise trank, anstatt ihn fassweise zu verkaufen, das schönste Geflügel auf seinem Hof verspeiste und die Jagdstiefel mit dem Speck seiner Schweine einfettete, merkte er bald, dass es besser war, Schluss zu machen mit dem Spekulieren.

Für zweihundert Franc Miete jährlich fand er in einem Dorf, an der Grenze zwischen Pays de Cau und Picardie, eine Bleibe, halb Bauernhof, halb Gutshaus; und griesgrämig, von Reue geplagt, den Himmel verklagend, neidisch auf alle Welt, igelte er sich mit fünfundvierzig Jahren ein, angewidert von den Menschen, sagte er, und entschlossen, in Frieden zu leben.

Seine Frau war dereinst nach ihm verrückt gewesen; sie hatte ihn geliebt mit tausend Unterwürfigkeiten, die ihn noch stärker von ihr entfernt hatten. Früher einmal fröhlich, offenherzig und liebevoll, war sie mit zunehmendem Alter (so wie abgestandener Wein zu Essig) unverträglich geworden, zänkisch, nervös. Zuerst hatte sie viel gelitten, ohne zu klagen, wenn sie ihn allen

Dorfschlampen hinterherlaufen sah und die zahllosen Spelunken ihn ihr abends zurückschickten, stumpf und stinkend vom Suff! Dann hatte ihr Stolz rebelliert. Von nun an hatte sie geschwiegen, ihre Wut heruntergeschluckt mit stummem Gleichmut, und den bewahrte sie bis zu seinem Tod. Sie war ständig unterwegs, geschäftig. Sie lief zu den Anwälten, zum Gerichtspräsidenten, wusste stets, wann ein Wechsel fällig war, erwirkte Aufschübe; und zu Hause bügelte sie, nähte, wusch, überwachte die Arbeiter, zahlte die Rechnungen, während Monsieur, der sich um nichts scherte, der immerzu in schmollender Trägheit dahindämmerte und bloß erwachte, um ihr etwas Unfreundliches zu sagen, rauchend vor dem Kaminfeuer saß und in die Asche spuckte.

Als sie ein Kind bekam, musste es zu einer Amme gegeben werden. Wieder bei ihnen zu Hause, wurde der Bengel verwöhnt wie ein Prinz. Seine Mutter fütterte ihn mit eingemachtem Obst, sein Vater ließ ihn barfuß laufen und sagte sogar, um den Philosophen zu spielen, er könne genausogut nackt bleiben wie Tierkinder. In Widerspruch zu den mütterlichen Neigungen hatte er ein männliches Kindheitsideal im Kopf, nach dem er seinen Sohn zu erziehen trachtete, er wollte ihn hart anfassen, mit spartanischer Strenge, um seine Konstitution zu kräftigen. Er schickte ihn ohne Feuer zu Bett, brachte ihm bei, Rum in großen Schlucken zu trinken und Prozessionen zu beschimpfen. Da der Kleine aber von Natur aus friedfertig war, schlugen seine Bemühungen fehl. Die Mutter

schleppte ihn ständig mit sich herum; sie bastelte ihm Pappfiguren, erzählte ihm Geschichten, unterhielt sich mit ihm in endlosen Monologen voll melancholischer Scherze und plappernder Schmeicheleien. In der Einsamkeit ihres Lebens übertrug sie auf das Haupt dieses Kindes all ihre verflogenen, zu Bruch gegangenen Wünsche. Sie träumte von hohen Stellungen, sah ihn groß, schön, geistreich, gutbestallt, im Brücken- und Straßenbauwesen oder im Richteramt. Sie brachte ihm Lesen bei und sang mit ihm an einem alten Klavier sogar zwei oder drei kleine Liebeslieder. Doch Monsieur Bovary, der nichts übrig hatte für Literatur, sagte zu all dem, es *sei die Mühe nicht wert!* Würden sie jemals genug Geld haben, um ihm die staatlichen Schulen zu bezahlen, ein Amt zu kaufen oder ein Geschäft? Außerdem, *mit Frechheit kommt ein Mann in der Welt immer nach oben.* Madame Bovary biss sich auf die Lippen, und der Junge strolchte durchs Dorf.

Er lief den Ackersleuten hinterher und warf Erdklumpen nach den Raben, die davonflogen. Er aß Brombeeren an den Straßengräben, hütete mit einem langen Stock die Puter, half beim Heuwenden, rannte durch den Wald, spielte an Regentagen unterm Kirchenportal Himmel und Hölle und bettelte an hohen Festtagen, bis der Kirchdiener ihn die Glocken läuten ließ, so dass er sich mit dem ganzen Körper an das lange Seil hängen konnte und vom ihm hochgezogen wurde in seinem Schwung.

So wuchs er wie eine Eiche. Er hatte jetzt kräftige Hände, gesunde Farben.

Als er zwölf war, erreichte seine Mutter, dass er Unterricht bekam. Er wurde dem Pfarrer anvertraut. Aber die Stunden waren so kurz und unregelmäßig, dass sie kaum etwas nützten. Sie wurden in der Sakristei abgehalten, wann gerade Zeit war, im Stehen, flüchtig, zwischen Taufe und Begräbnis; oder der Pfarrer ließ seinen Schüler nach dem *Angelus* holen, wenn er nicht mehr aus dem Haus musste. Sie gingen hinauf in sein Zimmer, setzten sich: Mücken und Nachtfalter umflatterten die Kerze. Es war heiß, das Kind schlief ein; und der gute Mann döste vor sich hin, die Hände überm Bauch gefaltet, und schnarchte bald mit offenem Mund. Ein andermal, wenn der Herr Pfarrer auf dem Heimweg von einem Kranken in der Umgebung, dem er die Letzte Ölung gespendet hatte, Charles über die Felder streunen sah, dann rief er ihn zu sich, tadelte ihn eine Viertelstunde, nutzte die Gelegenheit und ließ ihn unter einem Baum Verben konjugieren. Der Regen unterbrach sie oder ein Bekannter, der vorüberkam. Ansonsten war er stets mit ihm zufrieden, sagte sogar, der *junge Mann* besitze ein gutes Gedächtnis.

So konnte es nicht weitergehen mit Charles. Madame wurde energisch. Weil er sich schämte oder weil er kapitulierte, gab Monsieur widerstandslos nach, und man wartete noch das eine Jahr, bis der Junge die Erstkommunion hinter sich hatte.

Nochmals vergingen sechs Monate; und im folgenden Jahr wurde Charles endgültig aufs Collège nach Rouen

geschickt, wo sein Vater ihn persönlich gegen Ende Oktober hinbrachte, um die Zeit des Romanus-Marktes.

Heute wäre es keinem von uns mehr möglich, sich auch nur im geringsten an ihn zu erinnern. Er war ein Bursche mit ausgeglichenem Temperament, der in den Pausen spielte, im Arbeitssaal lernte, im Unterricht zuhörte, im Schlafsaal gut schlief, im Speisesaal gut aß. Seine Vertrauensperson am Ort war ein Eisenwarengrossist aus der Rue Ganterie, der ihn einmal im Monat abholte, sonntags, wenn sein Laden geschlossen war, ihn auf einen Spaziergang zum Hafen schickte, die Schiffe anschauen, und gegen sieben ins Collège zurückbrachte, noch vor dem Essen. Jeden Donnerstagabend schrieb er einen langen Brief an seine Mutter, mit roter Tinte und drei Siegeloblaten; dann sah er seine Geschichtshefte noch einmal durch oder las in einem alten Band des *Anacharsis*, der im Arbeitssaal herumlag. Bei den Spaziergängen redete er mit dem Diener, der vom Land kam wie er.

Durch beständigen Fleiß hielt er sich stets im Klassenmittel; einmal bekam er sogar ein erstes Accessit in Naturgeschichte. Doch am Ende der Tertia nahmen seine Eltern ihn vom Collège, damit er Medizin studiere, überzeugt, er könne es allein schaffen bis zum Bakkalaureat.

Seine Mutter mietete ihm ein Zimmer, im vierten Stock, über der Eau-de-Robec, bei einem Färber aus ihrer Bekanntschaft. Sie verhandelte Kost und Logis, besorgte Möbel, einen Tisch und zwei Stühle, ließ von zu Hause ein

altes Bett aus Kirschbaumholz kommen und kaufte außerdem ein gusseisernes Öfchen, nebst dem Holzvorrat, der ihr armes Kind wärmen sollte. Am Ende der Woche fuhr sie weg, nach tausend Ermahnungen, sich anständig aufzuführen, denn jetzt war er sich selbst überlassen.

Das Verzeichnis der Vorlesungen, das er am Anschlagbrett las, machte ihn schwindlig: Vorlesung in Anatomie, Vorlesung in Pathologie, Vorlesung in Physiologie, Vorlesung in Pharmazie, Vorlesung in Chemie und dazu noch Botanik und Klinik und Therapeutik, ganz zu schweigen von Hygiene und Arzneimittelkunde, lauter Namen, deren Etymologien er nicht kannte und die vor ihm auffragten wie Tore zu Heiligtümern voll erhabener Finsternis.

Er begriff nichts; auch wenn er noch so aufmerksam zuhörte, er verstand kaum etwas. Obwohl er lernte, Hefte mit schönem Umschlag besaß, alle Vorlesungen besuchte, keine einzige Visite versäumte. Sein tägliches kleines Pensum erfüllte er wie ein Dressurpferd, das mit verbundenen Augen im Kreis läuft und nicht weiß, welche Arbeit es da verrichtet.

Um Ausgaben zu vermeiden, schickte ihm seine Mutter jede Woche mit dem Boten ein Stück Kalbsbraten aus dem Rohr, den er am Morgen aß, wenn er vom Hospital kam, und zum Aufwärmen stampfte er mit den Füßen gegen die Wand. Anschließend musste er in den Unterricht laufen, in den Hörsaal, ins Hospiz und hinterher durch all die Straßen wieder zurück. Abends, nach dem kärglichen Essen bei

seinem Vermieter, ging er hinauf in sein Zimmer und setzte sich nochmal ans Lernen, in feuchten Kleidern, die vor dem glühenden Ofen an seinem Körper dampften.

An schönen Sommerabenden, wenn die lauen Straßen verlassen sind und Dienstmägde vor den Haustüren Federball spielen, öffnete er sein Fenster und lehnte sich hinaus. Der Fluss, der aus diesem Viertel von Rouen ein widerwärtiges kleines Venedig macht, strömte tief unter ihm, gelb, violett oder blau, zwischen seinen Brücken und seinen Rechen. Arbeiter hockten am Ufer und wuschen sich die Arme im Wasser. An Stangen, die oben aus den Speichern ragten, trockneten Stränge Baumwollgarn in der Luft. Gegenüber, jenseits der Dächer, erstreckte sich der weite klare Himmel, mit der untergehenden roten Sonne. Wie angenehm es dort sein musste! Wie kühl im Buchenhain! Und er blähte die Nüstern, um die ländlichen Wohlgerüche einzuatmen, die nicht bis zu ihm drangen.

Er magerte ab, wurde größer, und sein Gesicht bekam einen leidenden Ausdruck, der machte es fast interessant.

Ganz unabsichtlich, aus Nachlässigkeit, löste er sich mit der Zeit von all den guten Vorsätzen, die er gefasst hatte. Einmal versäumte er die Visite, am nächsten Tag die Vorlesung, und da er das Faulenzen genoss, ging er schließlich überhaupt nicht mehr hin.

Er gewöhnte sich an, im Wirtshaus zu sitzen, und spielte mit Leidenschaft Domino. Jeden Abend in einem schmutzigen öffentlichen Lokal zu verbringen und dort kleine, mit schwarzen Punkten bemalte Schafsknochen auf

Marmortische zu knallen schien ihm ein kostbarer Beweis seiner Freiheit und steigerte seine Selbstachtung. Es war eine Art Einführung in die Welt, der Zugang zu verbotenen Freuden; und wenn er beim Eintreten die Hand auf den Türknauf legte, spürte er fast sinnliche Lust. Viele in ihm unterdrückte Dinge entfalteten sich nun; er lernte Couplets auswendig, die er bei Festgelagen sang, begeisterte sich für Béranger, konnte Punsch zubereiten und erlebte endlich die Liebe.

Dank dieser Vorarbeiten fiel er mit Pauken und Trompeten durch die Prüfung zum Sanitätsbeamten. Am Abend desselben Tages erwartete man ihn zu Hause und wollte seinen Erfolg feiern!

Er machte sich zu Fuß auf den Weg und ging nur bis zum Dorfeingang, ließ seine Mutter holen, erzählte ihr alles. Sie fand Ausreden, wälzte die Schuld für sein Scheitern auf die ungerechten Prüfer und stärkte ihn ein wenig, indem sie versprach, die Sache in Ordnung zu bringen. Erst fünf Jahre später erfuhr Monsieur Bovary die Wahrheit; sie war alt, er nahm sie hin, denn er konnte sich auch gar nicht vorstellen, sein Fleisch und Blut sei ein Dummkopf.

Charles machte sich also wieder ans Lernen und bereitete ohne Unterlass seine Prüfungsfächer vor, indem er alle Fragen vorab auswendig lernte. Er bestand mit einer recht guten Note. So ein schöner Tag für seine Mutter! Man lud zu einem großen Essen.

Wo sollte er seine Kunst ausüben? In Tostes. Dort gab es nur einen alten Arzt. Lange schon wartete Madame Bovary

auf seinen Tod, und der gute Mann war noch nicht abgetreten, da hatte Charles sich bereits auf der anderen Straßenseite niedergelassen, als Nachfolger.

Doch es war nicht genug, dass sie ihren Sohn großgezogen, ihm das medizinische Studium ermöglicht und Tostes als Wirkungsstätte entdeckt hatte: Er brauchte eine Frau. Sie fand ihm eine: die Witwe eines Gerichtsvollziehers aus Dieppe, die fünfundvierzig Jahre zählte und Einkünfte von zwölfhundert Livre.

Obwohl hässlich, dürr wie ein Reisigbündel und voll knospender Pickel wie ein Frühlingsstrauch, fehlte es Madame Dubuc nicht an Bewerbern. Um ans Ziel zu gelangen, musste Madame Bovary alle anderen ausstechen, ja, sie durchkreuzte sogar äußerst geschickt die Intrigen eines Metzgers, den die Priesterschaft unterstützte.

Charles hatte von der Ehe den Beginn eines besseren Lebens erhofft, geglaubt, er werde freier sein und könne über sich und sein Geld verfügen. Doch seine Frau war Herr im Haus; in Gesellschaft durfte er dies sagen und jenes nicht, er musste freitags fasten, sich kleiden, wie sie es wollte, auf ihre Anordnung hin Patienten drängen, die nicht bezahlten. Sie öffnete seine Briefe, spionierte ihm hinterher und lauschte an der Trennwand, wenn er in seinem Arbeitszimmer Sprechstunde hielt und Frauen kamen.

Sie verlangte jeden Morgen ihre Schokolade, Rücksicht ohne Ende. Ständig jammerte sie über ihre Nerven, ihre Brust, ihre Gemütszustände. Das Geräusch von Schritten

tat ihr weh; ging man fort, wurde die Einsamkeit ihr unerträglich; kehrte man zurück, war es doch nur, um sie sterben zu sehen. Abends, wenn Charles nach Hause kam, streckte sie ihre langen, mageren Arme unter den Laken hervor, schlang sie um seinen Hals, zwang ihn, sich auf den Bettrand zu setzen, und klagte ihr Leid: Er vernachlässigte sie, er liebte eine andere! Man hatte ihr ja vorausgesagt, dass sie unglücklich würde; und am Ende bat sie um irgendeinen Saft für die Gesundheit und ein bisschen mehr Liebe.

[Anmerkungen](#)

II.

Eines Nachts, gegen elf, wurden sie vom Hufschlag eines Pferdes geweckt, das genau vor ihrer Tür stehenblieb. Das Dienstmädchen öffnete die Dachluke und verhandelte eine Weile mit dem Mann, der unten auf der Straße wartete. Er kam den Arzt holen; er hatte einen Brief. *Nastasie* ging vor Kälte zitternd die Treppe hinunter und öffnete Schloss und Riegel, eins nach dem anderen. Der Mann ließ sein Pferd stehen, folgte dem Dienstmädchen und trat plötzlich hinter ihr ins Schlafzimmer. Aus seiner Wollmütze mit grauen Quasten zog er ein Schreiben hervor, das in ein Tuch gewickelt war, und überreichte es taktvoll Charles, der sich zum Lesen auf sein Kopfkissen stützte. *Nastasie* stand neben dem Bett und hielt das Licht. Madame hatte sich aus Schamhaftigkeit zur Wand gedreht und zeigte den Rücken.

Dieses Schreiben, versiegelt mit einem kleinen Siegel aus blauem Wachs, ersuchte Monsieur Bovary inständig, sofort auf das Gehöft Les Bertaux zu kommen, um ein gebrochenes Bein einzurichten. Nun sind es aber von Tostes nach Les Bertaux gut sechs Meilen, über Longueville und Saint-Victor. Die Nacht war tiefschwarz. Die junge Madame Bovary hatte Angst, ihrem Mann könnte etwas zustoßen. Also wurde beschlossen, der Stallknecht solle vorausreiten. Charles würde drei Stunden später aufbrechen, sobald der Mond am Himmel stand. Man

würde ihm einen Jungen entgeschicken, der ihn zum Gehöft führen und die Umzäunungen öffnen sollte.

Gegen vier Uhr morgens machte sich Charles, gut eingewickelt in seinen Mantel, auf nach Les Bertaux. Noch ganz benommen von der Wärme des Schlafes, ließ er sich wiegen im ruhigen Trab seines Tieres. Wenn es von allein stehenblieb vor den mit Dornbüschen umwachsenen Löchern, die man entlang der Ackerfurchen gräbt, schreckte Charles hoch, erinnerte sich schnell an das gebrochene Bein und versuchte sich alle Brüche, die er kannte, wieder ins Gedächtnis zu rufen. Es hatte aufgehört zu regnen; langsam wurde es Tag, und auf den Zweigen der kahlen Apfelbäume saßen reglos Vögel und plusterten ihre kleinen Federn im kalten Morgenwind. Das flache Land erstreckte sich ins Unendliche, und die Baumgruppen rund um die Gehöfte bildeten, in großen Abständen, schwarzwiolette Flecken auf dieser weiten grauen Fläche, die sich am Horizont in der Trübnis des Himmels verlor. Von Zeit zu Zeit öffnete Charles die Augen; weil aber sein Geist ermüdete und die Schläfrigkeit von allein zurückkam, verfiel er bald wieder in ein Dösen, wo jüngste Eindrücke verschmolzen mit Erinnerungen und er sich doppelt wahrnahm, als Student und als verheirateter Mann, in seinem Bett liegend wie vorhin, durch einen Saal mit Operierten schreitend wie einst. Der warme Geruch von Umschlägen vermischte sich in seinem Kopf mit dem herben Geruch des Taus; er hörte die Eisenringe an den Betten über ihre Stange rollen und seine Frau schlafen ...

Als er durch Vassonville kam, saß dort neben einem Graben ein Bürschchen im Gras.

»Sind Sie der Arzt?« fragte das Kind.

Und nachdem Charles geantwortet hatte, nahm es seine Holzpantinen in die Hand und lief voraus.

Unterwegs erfuhr der Sanitätsbeamte aus den Reden seines Führers, dass Monsieur Rouault ein sehr wohlhabender Landwirt sein musste. Er hatte sich am Vorabend das Bein gebrochen, als er von einem Nachbarn kam, wo sie *Dreikönige* gefeiert hatten. Seine Frau war seit zwei Jahren tot. Er hatte nur sein *Fräulein* bei sich, das ihm half, den Haushalt zu besorgen.

Die Radspuren wurden tiefer. Sie kamen nach Les Bertaux. Der kleine Kerl schlüpfte durch ein Loch in der Hecke, verschwand, tauchte dann hinten in einem Hof wieder auf und öffnete das Gatter. Das Pferd schlitterte auf dem nassen Gras; Charles zog den Kopf ein unter den Ästen. Die Wachhunde in ihrer Hütte bellten und zerrten an der Kette. Als er in Les Bertaux einritt, scheute sein Pferd und tat einen großen Sprung.

Es war ein stattliches Gehöft. In den Ställen sah man durch die offenen Türoberhälften schwere Ackergäule, die friedlich aus neuen Futterkrippen fraßen. Die Gebäude säumte ein breiter Misthaufen, Dampf stieg von ihm hoch, und zwischen den Hennen und Putern pickten fünf oder sechs Pfauen, ein Luxus in den Hühnerhöfen des Pays de Caux. Der Schafstall war lang, die Scheune war hoch, ihr Mauerwerk glatt wie die Hand. Unter dem Schuppendach

standen zwei große Karren und vier Pflüge, nebst ihren Peitschen, ihren Kummerten, ihrem gesamten Zubehör, und die blauen Woldecken verschmutzten im feinen, von den Speichern herabrieselnden Staub. Der Hof stieg leicht an, bepflanzt mit symmetrisch gruppierten Bäumen, und vom Tümpel her drang das fröhliche Geschnatter einer Gänseschar.

Eine junge Frau im blauen Merinokleid mit drei Volants trat vor die Haustür, um Monsieur Bovary zu empfangen, führte ihn in die Küche, wo ein kräftiges Feuer brannte. Das Frühstück des Gesindes brodelte ringsum in verschieden großen Töpfchen. Feuchte Kleidung trocknete im Inneren des Kamins. Das Schäufelchen, die Zangen und der Schnabel des Blasebalgs, alles riesengroß, glänzten wie blanker Stahl, und an den Wänden hing eine üppige Batterie von Kochgeschirr, in dem sich ungleichmäßig die helle Flamme des Kaminfeuers spiegelte, zusammen mit dem ersten Sonnenlicht, das durch die Fensterscheiben drang.

Charles ging hinauf in den ersten Stock, um nach dem Kranken zu sehen. Der lag im Bett, unter seinen Decken schwitzend, die Zipfelmütze weit von sich geworfen. Er war ein dicker kleiner Mann von fünfzig Jahren, mit weißer Haut, blauen Augen, einer Stirnglatze, und er trug Ohrringe. Neben ihm, auf einem Stuhl, stand eine große Karaffe mit Schnaps, von dem er sich immer wieder eingoss, zur Herzstärkung und Labung; doch sowie er den Arzt sah, verflog seine Aufregung, und anstatt zu fluchen,

wie er das seit zwölf Stunden tat, begann er leise zu wimmern.

Der Bruch war einfach, ohne irgendwelche Komplikationen. Charles hätte sich keinen simpleren zu wünschen gewagt. Also rief er sich das Auftreten seiner Lehrmeister an den Betten Verletzter in Erinnerung, tröstete den Patienten mit allerlei guten Worten, chirurgischem Gekraule, das wirkt wie Öl beim Schmieren der Skalpelle. Da er Schienen brauchte, holte man aus dem Wagenschuppen einen Stapel Holzlatten. Charles suchte sich eine aus, schnitt sie in Stücke und glättete sie mit einem Glasscherben, während die Magd Laken in Streifen riss und Mademoiselle Emma sich mühte, kleine Polster zu nähen. Als sie ihre Nadelbüchse nicht sogleich fand, wurde ihr Vater ärgerlich; sie erwiderte nichts; doch beim Nähen stach sie sich in die Finger, steckte sie dann in den Mund und lutschte.

Charles überraschten ihre weißen Fingernägel. Sie waren glänzend, zart an den Spitzen, sorgfältiger gereinigt als die Elfenbeinfiguren aus Dieppe und mandelförmig geschnitten. Ihre Hand dagegen war unschön, vielleicht nicht hell genug und an den Knöcheln zu dürr; sie war auch zu lang, und an den Rändern fehlten ihr die weichen Rundungen. Schön an ihr waren die Augen; obwohl braun, wirkten sie schwarz wegen der Wimpern, und ihr offener Blick begegnete einem mit unschuldiger Kühnheit.

Als der Verband angelegt war, wurde der Arzt von Monsieur Rouault eingeladen, vor dem Heimweg noch

einen Happen zu essen.

Charles ging hinunter in den großen Raum im Erdgeschoss. Zwei Gedecke mit silbernen Bechern waren auf einem kleinen Tisch vorbereitet, am Fußende eines großen Himmelbetts, umhüllt von Baumwollstoff mit aufgedruckten Figuren, die Türken vorstellten. In der Luft hing ein Geruch von Iris und feuchten Laken, er kam aus dem hohen Eichenschrank gegenüber dem Fenster. Auf dem Fußboden, in den Ecken, standen aneinandergereiht Säcke voller Getreide. Sie hatten nicht mehr hineingepasst in den angrenzenden Speicher, zu dem man über drei Steinstufen gelangte. Als Schmuck dieser Wohnung hing an einem Nagel in der Mitte der Wand, deren grüne Farbe unter dem Salpeter abblätterte, ein mit Bleistift gezeichneter Minervakopf im Goldrahmen, unter dem in altertümlichen Lettern geschrieben stand: »Meinem lieben Papa«.

Zunächst sprach man über den Kranken, dann über das Wetter, die strenge Kälte, die Wölfe, die nachts durch Feld und Flur strichen. Mademoiselle Rouault machte das Landleben keinen Spaß, vor allem jetzt, wo die Sorge um das Gehöft fast ganz auf ihr lastete. Da es kühl war in dem Raum, zitterte sie beim Essen, was ihre vollen Lippen ein wenig zur Geltung brachte, an denen sie, wann immer sie schwieg, aus Gewohnheit nagte.

Ihren Hals umschloss ein weißer Umlegekragen. Ihr schwarzes Haar in den zwei breiten Streifen, auf jeder Seite so glatt wie aus einem Guss, wurde in der Mitte des

Kopfes von einer feinen Linie gescheitelt, die der Schädelswölbung folgte und noch ein Stück weiter lief; die Ohrläppchen sahen gerade noch hervor, dann war es im Nacken zu einem üppigen Knoten zusammengefasst, mit einer geschwungenen Welle an den Schläfen, die dem Landarzt hier zum ersten Mal in seinem Leben auffiel. Ihre Wangen waren zartrosa. Sie trug, wie ein Mann, zwischen zwei Knöpfe ihrer Bluse gesteckt, ein Lorgnon aus Schildpatt.

Als Charles sich oben von Vater Rouault verabschiedet hatte und vor dem Aufbruch noch einmal in den großen Raum trat, stand sie am Fenster, die Stirn gegen die Scheibe gedrückt, und blickte hinaus in den Garten, wo der Wind die Bohnenstangen umgelegt hatte. Sie drehte sich zu ihm.

»Suchen Sie etwas?« fragte sie.

»Meine Reitpeitsche, bitte«, antwortete er.

Und er begann überall zu stöbern, auf dem Bett, hinter den Türen, unter den Stühlen; sie war auf den Boden gefallen, zwischen Säcke und Mauer. Mademoiselle Emma hatte sie entdeckt; sie beugte sich über die Getreidesäcke. Charles wollte höflich sein, stürzte herbei, und als er in gleicher Absicht ebenfalls den Arm ausstreckte, spürte er, wie seine Brust den Rücken des jungen Mädchens streifte, das sich unter ihm bückte. Mit rotem Kopf richtete sie sich auf und blickte über die Schulter, in der Hand seinen Ochsenziemer.